

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 129.

Samstag, 3. Juni.

1916.

(23. Fortsetzung.)

Die Geschichte einer Frau.

Roman aus dem russischen Großstadtleben.

(Nachdruck verboten.)

Von Hans Beder (Wiesbaden).

Er konnte das ruhig sagen, hatte das in Fällen, in denen man ihm nicht gleich volles Vertrauen entgegenbrachte, oft genug getan — um so schneller erfuhr er, was er wissen wollte. Er beugte sich über seinen Schreibtisch und rückte an den darauf liegenden Papieren, schob das Blatt, auf dem er sich vorher kurze Notizen gemacht, beiseite und sah dann fragend zu Sergei hin, als ob er erwarte, daß dieser sich verabschieden solle.

Auch Sergei hatte sich erhoben, doch er ging nicht, er trat plötzlich nahe an den Advokaten heran und flüsternd, sich im Zimmer umsehend, als ob er fürchte, daß ihn jemand hören könne, sagte er:

„Meine Schwester ist die — Geliebte Stroganows, sie behauptet ganz klar zu sehen, aus ihren Beobachtungen von der Wahrheit überzeugt sein zu müssen.“

Orlowsky zeigte nicht das geringste Erstaunen. Rässig drehte er den Bleistift, den er vom Schreibtisch genommen, zwischen den Fingern, den Blick von Sergei abwendend, als wolle er dem jungen Mann Zeit gönnen, sich zu beruhigen, setzte er sich wieder. Erst nach einigen Minuten, in denen tiefes Schweigen herrschte, Sergei immer noch da stand, mit gefenktem Kopf, in nicht zu unterdrückender Scheu, dem anderen, dem er das schmachvolle Bekenntnis abgelegt, ins Gesicht zu sehen, wandte er sich ihm wieder zu:

„Ich will die Sache prüfen, vielleicht entschließe ich mich, aber ich muß bitten, daß Ihre Schwester herkommt, ich muß mit ihr selbst sprechen.“

Dann Sergei die Hand reichend und ihn damit verabschiedend:

„Veranlassen Sie das, bitte — am besten würde es“ — er sah schnell auf den Wandkalender — „morgen zwischen vier und fünf Uhr passen, ich werde mir die Stunde freihalten.“

Am anderen Tage kam Vera. Doch sie kam nicht als Mägerin — als Verteidigerin, um ihre eigene Anklage zu vernichten, war sie erschienen, und ehe noch Orlowsky eine Frage an sie gerichtet, war sie schon mitten in ihrem Plaidoyer:

„Es darf nicht sein, ich nehme alles zurück“, waren ihre ersten Worte, dann mit beschwörender, atemloser Hast — „es ist alles nicht wahr, nur deshalb bin ich gekommen, um Ihnen das zu sagen. Wahnsinn ist es von mir gewesen, so etwas zu glauben.“

Orlowsky hatte sie sprechen lassen, dabei nur immer die Frau, deren Schönheit in ihrer Erregung noch wuchs, betrachtet — er machte sich seine eigenen Gedanken.

Er hatte am vergangenen Tage und auch am heutigen Morgen Erkundigungen eingezo-gen, ganz diskret, aber doch mit Eifer, denn nach der letzten Aussage Sergeis hatte der Fall angefangen, ein stärkeres Interesse für ihn zu gewinnen, zudem — es war eine Millionensache.

Er zürnte Vera fast, daß sie widerrufen, von der Sache nichts wissen wollte.

Er hatte auch schon die alte Wirtschaftlerin, deren Aufenthaltsort ihm Sergei während ihrer Unterredung genannt, durch einen seiner Schreiber in unauffälliger Weise herbeirufen lassen, und neigte jetzt der Ansicht zu, daß etwas mit der Erbschaft nicht in Ordnung sei, um so mehr, nachdem er, ebenfalls von Sergei, erfahren hatte, in wessen Händen die Testamentsgeschichte sich befunden. Er kannte den Notar gut — den Lebemann mit dem französischen Vornamen und dem echt russischen Vaters- und Familiennamen: Alfons Iwanowitsch Iwanow — weiß Gott, wie der alte General dazu gekommen war, gerade diesem sein Vertrauen zu schenken — schon vor Jahren hatte es da einmal mit einer Geschichte gehapert, der schlaue Fuchs jedoch verstanden, sich herauszudrehen. Jetzt hatte er sich durch die Millionengeschichte wohl verblenden lassen und zugegriffen.

Orlowsky hatte über den Fall nachgedacht, sich auch schon halb und halb ein Bild gemacht, und nun kam die schöne Frau und wollte ihm alles aus den Händen nehmen.

Damit war er nicht einverstanden, das durfte nicht sein, zumal der Offizier, ihr Liebhaber, in seinen Kombinationen nicht einmal in erster Reihe stand, er ihn nicht als den Hauptschuldigen, nur als Verführten ansah — es sich für ihn nur um den Notar handelte, wenn er auch noch nicht klarsehen konnte, wie, auf welche Weise ein Betrug ausgeführt war. Er hatte nur erst die Überzeugung, daß ein Schwindel vorlag — vielleicht war es sogar möglich, den Offizier ganz auszuschalten oder ihn als Betrogenen hinzustellen — das war dann schon Sache seiner Verteidigung.

Als Vera jetzt schwieg, ihre immer von neuem wiederholten Worte: „Es darf nicht sein, es darf nicht sein, er ist unschuldig“ verklungen waren, erhob sich Orlowsky und ergriff ihre Hand. Er durfte sich das schon gestatten, er war ein gereifter Mann, es lag in seiner Art und Weise, mit schönen Frauen umzugehen, etwas Väterliches.

„Ich bitte gnädige Frau, vor allen Dingen sehen Sie sich, wir wollen doch versuchen, die Sache ganz ruhig zu besprechen. Sie haben starke Erregungen durchgemacht, das weiß ich von Ihrem Bruder, Sie sind auch jetzt erregt, da ist's doch leicht möglich, daß Sie einen unter solchen Umständen schnell gefassten Entschluß — ich meine: die Rücknahme Ihrer Anklage — später bereuen. Es handelt sich doch um ein großes Vermögen, das setzt man doch nicht so leicht aufs Spiel, bedenken Sie das. Noch gestern waren Sie, wie mir Ihr Bruder mitgeteilt, überzeugt, daß man Sie — nennen wir es — übervorteilt, heute treten Sie als Verteidigerin dessen auf, den Sie gestern noch eines so schweren Verbrechens geziehen. Wollen Sie sich mir nicht anvertrauen, kann ich Ihnen nicht raten — auch wenn wir die Sache dann fallen lassen. Vielleicht läßt es sich anders anfassen, wie Sie sich vorgestellt, vielleicht sind Sie auch mit Ihrer veränderten Auffassung im Recht,

der junge Offizier steht ganz außerhalb aller Schuld — mühten Sie nicht, nachdem Sie ihn so stark belastet, danach trachten, ihn zu reinigen, vor sich zu reinigen, würde Ihnen nicht das erst die Ruhe zurückgeben? Verzeihen Sie, wenn ich mich jetzt noch, nachdem Sie mir erklärt, daß die Sache nicht weiter verfolgt werden soll, einmische, nehmen Sie das einfach als Sachinteresse, das durch die früheren Aussagen in mir erweckt ist — und als Wunsch, Ihnen zu helfen. Warum wollen Sie denn, wenn Sie die Überzeugung hatten, vielleicht noch jetzt haben, daß man Ihnen die Erbschaft oder einen Teil derselben vorenthalten, so ohne weiteres auf diese Verzicht leisten. Angenommen: der Offizier ist unschuldig — wissen Sie denn überhaupt, ob ihm der ganze Nachlaß zugekommen, ob er nicht auch beraubt ist — halten Sie es nicht für möglich, daß eine dritte Person die Hand im Spiele gehabt und Sie und ihn beraubt hat? Und diese dritte Person soll sich jetzt in Ruhe ihres Besitzes erfreuen, Sie, gnädige Frau, leer ausgehen, dafür Ihnen aber immer die Möglichkeit bleiben, daß Ihr Verdacht, den Sie doch nun einmal gegen den Neffen des Verstorbenen gehegt, wenn wir nicht alles aufdecken, wiederkehrt?"

In Vera war nach und nach eine Wandlung vorgegangen — die Worte des Advokaten, die letzten Andeutungen in seiner Schilderung, hatten sie vergessen lassen, was sie hergeführt — es gab also einen Ausweg, das, was sie ersehnt, erträumt, war vielleicht doch noch zu retten, Boris würde nicht angeklagt, er sollte selbst hintergangen sein — so hatte Orlovsky doch gesagt — und mit einem Male, in einer Ekstase, in der sie den Reichtum wieder in greifbare Nähe gerückt sah, schien es ihr, als ob der Nebel, in dem sie die letzten Tage — gestern, heute — umhergewandelt, sich lichte, sie klar sähe, was sie zu tun habe.

Ein Freudengefühl durchströmte sie, als sie sich sagte, daß sie auch für Boris handele, nicht nur für sich — und daß er ihr verzeihen würde, was sie vorher gedacht, wenn er erfuhr, was geschehen war.

Sie war aufgestanden und zu Orlovsky an den Schreibtisch getreten:

„Kyrill Platonowitsch — gut, ich bin entschlossen, wollen Sie mir helfen, mein Recht zu erlangen?“

Orlovsky blieb ganz ruhig:

„Gewiß, gnädige Frau, was in meiner Macht steht, soll geschehen, nur ganz aus dem Spiel lassen können wir natürlich den Offizier nicht, er ist der Erbe, wir müssen das Testament angreifen, aber“ — fügte er schnell hinzu, als er sah, daß Vera ihn unterbrechen wollte — „es geschieht ja mit für ihn — und wenn auch bis jetzt noch nichts an die Öffentlichkeit gedrungen ist — Sie, Ihr Bruder und ich würden ja auch weiter davon schweigen, auch wenn Sie davon absehen, Ihr Recht zu suchen, — aber bedenken Sie die Wirtschaftlerin, eine alte Bäuerin, was sie heute Ihnen geschrieben, wird sie morgen anderen erzählen, hat es vielleicht schon getan — das sichert dann schnell durch, einer erfährt es vom anderen, aus Küche und Vorzimmer wandert es in den Salon, es wird als Tatsache hingestellt, was erst noch in der Phantasie lebte — eine sensationelle Sache, jeder fügt ein Wort hinzu, und plötzlich weiß jedermann davon. Also, wie gesagt, durchaus auch im Interesse des jetzigen Erben, mit dem ich mich übrigens in Verbindung setzen will, um ihn vor Überraschungen zu bewahren — seien Sie ganz beruhigt — es muß gehandelt werden, um allen Gerüchten vorzubeugen. Hier diese Vollmacht, gnädige Frau“ — er hatte auf seinem Schreibtisch, während er sprach, einen Lagen Papier zurecht gelegt — „wollen Sie gütigst unterschreiben, so, Ihren Namen, gut — Vera Alexandrowna Lepeschowa — das wäre vorläufig alles, ich werde Sie von dem Gang der Sache von Zeit zu Zeit unterrichten.“

Vera hatte noch eine Frage:

„Mein Bruder sagte mir — wegen der Kosten —“
Orlovsky schüttelte lächelnd den Kopf:

„Bitte, gnädige Frau, wir werden uns schon verständigen, lassen wir das vorerst — die Hauptsache bleibt, daß ich Ihnen zu Ihrem Rechte ver helfe, das Weitere findet sich. Der Fall interessiert mich an und für sich, wir besprechen das übrige, wenn sich etwas Greifbares ergeben hat.“

Das gehörte so mit zu den Gepflogenheiten Orlovskys: Nur die Leute nicht gleich zu Anfang durch große Honoraranprüche kopfscheu machen, erst einmal Übersicht gewinnen, was bei der Sache herausging, dann konnte man seine Forderungen danach einrichten.

Vera zögerte noch einen Augenblick. Es ging ihr alles, was Orlovsky gesagt, wußt im Kopfe herum, aber er hatte ihr doch versprochen, daß Boris nicht bloßgestellt werden würde, das war es, was sie nochmals hatte sagen wollen, die Aussicht auf das Geld jedoch überwog, das große Vermögen, das ihr durch einen Dritten entzogen sein sollte, das jetzt durch Orlovskys Erklärung in so greifbare Nähe gerückt erschien, ließ sie alle Bedenken beiseite setzen — sie neigte nur den Kopf und ging.

(Fortsetzung folgt.)



Menschliche Glückseligkeit besteht in erfolgreichem Handeln.
Aristoteles.

Auf belgischer Heide.

Von Hugo Wisliceny - Beverloo.

Noch einmal hatte der im eiligen Rückzuge begriffene Winter die bereits im ersten Grün sich färbenden Fluren des Limburgischen Landes seine harte Faust fühlen lassen. Recht unzeitgemäß — denn der Frühling hatte seinen Einzug, der Kalendervorschritt sich fügend, schon gehalten, gegrüßt von Schneeglöckchen und dem bunten Reigen des Krokus — ließ der eisige Wintersmann Flocken auf Flocken aus seinem anscheinend noch nicht zu Ende gegangenen Vorrat auf die Erde herniederfallen, und über Nacht hatten wir wieder einmal die Bescherung: ein kaltes schneeiges Tuch deckt alles zu, in den Bäumen und Sträuchen hängen schwere Lasten blendendweißen Kristalls, und eine prächtig schillernde Winterlandschaft dehnte sich weit aus. Es war, als wollte ein närrischer Spuk uns deutschen Soldaten hier in Feindesland noch einmal etwas von Weihnachtsstimmung und Winterpoesie vortrauern. Ja, es war ein Spuk, dem schon der nächste Tag ein jähes Ende bereiten sollte, denn mit seinen unwiderstehlichen Waffen schlug der jungkräftige Frühling den trohigen Wintergejellen gar bald aus dem Felde; mit dem Schneeräume der wärmende Sonnenstrahl rasch auf, und ein richtiger Äquinoxtialwind aus Südwest unterstützte ihn dabei so urkräftig, daß schon andern Tags in rascher Arbeit das riesige Schneefeld fast ohne unliebfame Spuren beseitigt war. Zu Ende war's mit dem recht unerwünschten Schmerz des Märzschnees.

So lag denn die weite Heide mit ihren weißen Dünen und immergrünen Nadelwäldern wieder frei da, im neuerstandenen Sonnenlichte sich habend.

Welcher Deutsche liebt sie nicht, die Heide? Fern in der norddeutschen Heimat, im Lüneburger Lande, da liegen auch meine schönsten Heideträume, und jenes deutsche Land geht mir über alles. Und nun mich der Krieg hierher ins belgische Land geführt hat, fand ich sie wieder, die Heide. Hier in der Provinz Limburg war es, wo schon die belgische Militärverwaltung inmitten weiten Oblandes einen großzügigen Truppenübungsplatz angelegt hatte, das Camp de Beverloo, so genannt nach der kleinen, etwa 1500 Einwohner zählenden Landgemeinde Beverloo, die rings umschlossen wird von der Heide, Heidenwald, Moor und jenen, für jede nutzbare Ausbreitung ungeeigneten Flächen, wie sie eben charakteristisch sind für das, was man schlechtweg „Heide“ nennt.

Hier nun führt, seitdem unser siegreicher Vorstoß in Feindesland fast ganz Belgien in deutschen Besitz gebracht hat, der deutsche Soldat sein pflichtenreiches Leben im Dienste des deutschen Vaterlandes weiter. Was er daheim erlernte, im ernstlichen Waffendienste, wird hier draußen fortgesetzt und vollendet, und manch einer, der vom Soldatenleben kaum mehr träumte, schreiet jetzt, die Gedanken zuweilen heim-

fendend zu Weib und Kind, über die Heide, das Gewehr geschultert, das Auge geschärft und den schweren „Affen“ auf dem Rücken. Täglich zieht die fremde Heide sich die langen Kolonnen marschierender, Heimatslieder singender Soldaten an; wie graue Schlangen bewegt es sich über das stumpfe Braun der monotonen Fläche, und in diesem graubraunen Ton Klingt's nicht wie in Jubelakkorden, nein, alles atmet den ernstesten Charakter, wie er ja auch der deutschen Heide eigen ist.

Unwillkürlich zieht man den Vergleich zwischen hüben und drüben. Man sieht sofort, was deutsche und fremde Heide gemeinsam haben, entdeckt aber auch die unterscheidenden Merkmale. Außerlich betrachtet, könnte man sehr wohl annehmen, als sei die Beverloover Heide nichts anderes als das „belgische Münster“, Heidesand, moorige Erde, braunes Heidekraut, unscheinbarer Föhrenwald: Du findest es hier wie dort, wie auch den freien Blick über horizontferne Ebenen, mit weit am Himmel fein und spitz aufragenden Kirchtürmen, den Wahrzeichen größerer menschlicher Siedelungen. Aber vieles wird man hier suchen. Den malerischen Birkenweg, auf dessen seitlichem Pfade es sich doch so trefflich radfahren ließ, die Fülle der Wacholder, die der Lüneburger Heide vielerorts ihren besonderen Reiz verleihen, die stellenweise, so auffallenden Streunungen erraticcher Blöde, all dies findet man hier wenig oder garnicht. Und vor allem eins vermißt man hier: das Heidedorf mit seiner idyllischen Schönheit, wie wir es daheim kennen lernten, das Dorf, das von weitem wie eine Waldparzelle erscheint und sich erst bei näherer Berührung in jene prächtigen, von Eichenhainen umstandene Bauernhöfe auflöst, aus denen ein markanter Duft dem Wanderer entgegenbringt, der Duft nach dem Rauche des Herdfeuers, da einstens die schweren Schinken und fetten Speckseiten im beglücklichen Stilleben hingen.

Freilich gibt's auch hier landeinsame Dörfer in der Runde, hier im Limburgischen vor allem, das von allen belgischen Provinzen die „ländlichste“ ist; sogar Dörfer und Siedelungen mit fast reindeutsch klingenden Namen, wie Heppen, Weeringen, Gerdingen, Diest, Hasselt (die Provinzialhauptstadt Limburgs) und andere, finden sich in reicher Zahl. Aber sieht man sich vor allem die ländlichen Siedelungen genauer an, so fällt der Unterschied gegen unsere niederdeutschen Dörfer sofort ins Auge. Es ist gewiß richtig, daß auch in unseren deutschen Dörfern moderner städtischer Einfluß mancherlei in Charakter der Bauart verdorben hat. Der künstlerisch-ästhetische Eindruck, den z. B. niederländische Dörfer noch vor längeren Jahren hinterließen, als Dachpappe, Stacheldraht und manches andere noch nicht in dem Maße wie heute dort eingebunden waren, ist mehr und mehr im Schwunden begriffen, namentlich in der Nähe größerer Städte. Immerhin findet man noch heute, wie ja bekannt, Dörfer, die wenigstens teilweise ihr altes künstlerisches Gepräge reinerhalten haben, und unter dem Einfluß des preußischen Befehles gegen die Verunstaltung reizvoller Landschaften, bei sachverständiger Belehrung und Beratung durch verschiedene Stellen lernt man auch heute wieder, das schöne Neue an Stelle des verschwindenden Alten zu setzen.

Aber hier in Belgien? In den Dörfern, die ich sah, herrscht das schmutzige Unschöne in jeder Beziehung vor. Der nüchterne Charakter in der Anlage der Höfe wirkt zuweilen direkt abstoßend; das Haus des Landbauern ist seinem Äußeren nach zumeist nichts anderes denn ein Stall, das ganze Gehöft macht den Eindruck des Unordentlichen, Armlichen, Primitiven. Kein Hain, kein wohlgepflegter Garten umgibt das Ganze und lädt zum Betreten und Näherkommen ein. Es ist überhaupt bezeichnend, daß die ländliche Bauweise in dieser vorwiegend von Flamen bewohnten Gegend so ganz ohne jeden künstlerischen Ausdruck geblieben ist, auch ohne den geringsten Anstoß dazu. Dasselbe gilt übrigens auch von den kleineren Städten. So findet man z. B. in der das Verkehrszentrum des Truppenübungsplatzes Beverloos bildenden Stadt Leopoldsburg (Bourg Léopold) mit Ausnahme der wirklich stattlichen neuromanischen Kirche (gleichzeitig katholische Garnisonkirche) nicht einen einzigen öffentlichen Bau, der auf irgend welche ästhetische Bewertung Anspruch erheben könnte. In diesem Lande fällt das doppelt auf, da wir ja doch in den benachbarten Provinzen Brabant, Antwerpen, Flandern usw. so köstliche Beispiele einer hochentwickelten Architektur niederdeutschen Charakters finden. Wer je auf dem Marktplatz in Brüssel gewellt und dort Vergleiche mit dem in Bremen angestellt, wer die einzig schöne Kathedrale

in Antwerpen, das berühmte Rathhaus in Löwen geschaut hat, begreift es nicht, daß zwischen städtischer und ländlicher Bauweise eine so tiefe Kluft sich aufzutut. Aber dieser Umstand beweist so recht, daß die Kultur am Ausgange des Mittelalters lediglich in den Städten eine bleibende Stätte hatte und dort zu hoher Blüte gelangt ist.

Von der äußeren Erscheinung belgischer Heidedörfer schießt man unwillkürlich auf deren Bewohner, die, wie schon gesagt, in der Provinz Limburg sowohl wie in der benachbarten Provinz Antwerpen größtenteils flämisch sind. Die Leute sind zweifellos arbeitssame, kräftige Bauern, aber viel mehr auch nicht. Ihren Acker, ihren Gemüse- und Obstgarten halten sie mit den ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln wohl imstande, aber weiteren Ehrgeiz zeigen sie nicht. Schul- und Bildungsverhältnisse sind in diesem Lande, bei der entsprechenden Indifferenz der belgischen Regierung, noch recht im argen, und für die Kultur der Heide, des noch recht umfangreichen belgischen Oblandes, tat die belgische Regierung nicht viel; sie ließ den flämischen Bauern auf seinem Grunde und Boden sich rechtchaffen mühen und plagen, förderte ihn aber darin nicht, vor allem nicht in dem Maße, wie es die deutschen Regierungen in der gleichen Lage daheim den Besitzern deutschen Oblandes gegenüber tun.

Es würde zu weit führen, den Ursachen all dieser Erscheinungen auf den Grund zu gehen. In der Hauptsache mögen die oben geschilderten Verhältnisse ihre Begründung in dem Zweivölkersystem Belgiens haben, wobei der Flamen gegenüber den Wallonen in jeder Weise in die zweite Linie gerückt ist. Französisches Denken und Fühlen und die daraus sich ergebende französische Kultur (auch Unkultur) ist eben in Belgien vorherrschend. Aber wie das ganze Land jetzt zu einem neuen Leben erwacht ist, so können wir auch hoffen, daß die „belgische Heide“ sich zu einer würdigen Nachbarin der nordwestdeutschen Landschaft entwickeln wird. (Bens. Wln.)



Aus der Kriegszeit.

Aus der Kunstgeschichte des Südtiroler Kampfgebietes. Der Vormarsch der siegreichen österreichisch-ungarischen Truppen führt an der Südtiroler Grenze durch uraltes deutsches Kulturgebiet, dessen germanische Grundzüge durch das jahrhundertelange Anwogen romanischer Strömungen verwischt sind. Um diese geschichtliche Tatsache schon rein äußerlich sinnfällig zum Ausdruck zu bringen, ist, wie gemeldet wird, von höchster Stelle verfügt worden, daß in den Tagesberichten der Obersten Heeresleitung die deutschen Namen der Orte, die durch italienische Umformungen verwischt waren, angeführt werden sollen. Noch mehr wie in den Namen und in der Sprache spricht sich in der eigenartigen Kunst dieses wundervollen Landstriches das Ringen und allmähliche Verschmelzen germanischer und romanischer Mächte aus. Ist doch die altrömische Provinz Rhätien, die einst das jetzige Kampfgebiet der Österreicher und Italiener umfaßte, in den Stürmen der Völkerwanderung zu einem germanischen Lande geworden, in dem die kampffrohen Goten sich festsetzten und der kühne Degen Dietrich um König Laurins geheimnisvollen Rosengarten Heldenkämpfe ausfocht. Nach den Kriegen Theoderichs d. Gr. nahmen die Langobarden von dem Lande Besitz, und nach ihrer Besiegung ward es zu einer Mark des fränkischen Reiches erhoben. Unter dem Krummstab des Fürstbischöfe, der dann im Mittelalter und in der Renaissance über Tirol gebot, entfaltete sich eine Hochblüte der Kunst und Kultur und erreichte den Gipfel damals, als Trient in den großen Tagen des Konzils zum Mittelpunkt der Welt wurde. Die Pracht der Renaissance fand nun ihren Weg in die Täler Südtirols, wo bis dahin die Gotik mit ihrer schlichten Innerlichkeit geherrscht hatte. Aus den Städten der oberitalienischen Ebenen kamen berühmte Baumeister, die glanzvolle Paläste auf den Höhen errichteten, auf denen vorher nur steile Burgen und einsame Kirchen ihre spizen Türme emporgerichtet hatten. Die Kunst lombardischer Steinbildner stellte sich neben die edigen Holzschnitzereien der Tiroler Meister, und so verwandelte sich deutsche und romanische Kunst zu einer Einheit, wie sie sich z. B. in dem schönen Baustil des Etschtals offenbart. Wie sich aber in dem verwischten Sprachgebiet noch einige deutsche Sprachinseln bis auf den

heutigen Tag erhielten, so drang auch die Renaissance nicht überallhin in das ursprünglich deutsche Land. In manchem einsamen Tal, in kleinen stillen Dörfern blieb die alte heimische Kunstübung der Gotik von fremden südlichen Einflüssen unberührt und lebte in der eigenwilligen Phantastik des Barocks wieder auf. So grühen denn von steilen Graten und waldigen Höhen, aus allen Winkeln und Eden des Landes deutsche Bauten und Rüge deutscher Kunst die vordringenden Truppen unserer Verbündeten. Im Suganertal, aus dem die Österreicher und Ungarn jetzt die Italiener vertreiben, erhebt sich das großartige Schloß der Trientiner Bischöfe, fest umpanzert von seinen Türmen, Mauern und Wehrgängen, liegt der mittelalterliche deutsche Ort Perfen, aus dem die Gewölbe so echt germanisch anmuten. Noch andere solche feste Burgen, die von deutscher Kunstübung erzählen, führt Leo Planiscig in seinem inhaltsreichen Buch über die „Denkmale der Kunst in den südlichen Kriegsgebieten“ an: Wie eine von Menschenhand errichtete Steinrippe mitten zwischen einem Gewirr natürlicher steiler Felsen reckt sich im Zimmertal (Val di Cembra) die Burgruine von Segonzano auf. Im Montale (Val di Non) bietet das Schloß Pragerio, das bereits im 13. Jahrhundert erwähnt wird und seit 1333 im Besitz der Grafen von Thun war, besonderes Interesse durch die wunderbaren Wandgemälde der gotischen Schloßkapelle. Diese Schlösser und noch so manches andere, wie das am Tobliner See, Schloß Firmian, Kastell Madruzzo und die Burg der Castelbarco zu Avio, halten noch heute auf den steilen Höhen über den engen Tälern die Wacht, wie im Mittelalter, als durch sie geschützt die deutschen Kaiser nach Rom zogen, um sich die Krone des Heiligen römischen Reiches deutscher Nation aufs Haupt zu setzen. Außerdem errichteten sich hier hohe Würdenträger des Deutschen Reiches prunkvolle Paläste als Stätten der Erholung und des Vergnügens, so die Fugger die reichgeschmückte Villa Margone in der Nähe von Trient. Ein altes Kastell und schöne Kirchen nennt auch das ehemals deutsche Novera sein eigen, das von den Italienern Novereto genannt wurde. Wohl tritt immer stärker in den Stadtbildern Welschtirols an die Stelle der gemütlichen Enge, der winkligen Gassen und breiten Laubengänge, wie sie den deutschen Charakter andeuten, die weiträumigere und kältere Form der Renaissance. Aber in den kleinen Städten und Dörfern stößt man doch noch vielfach auf die gotischen Kirchen des deutschen Mittelalters, und in der Art, wie sich die Orte mit wunderbarer Harmonie in die Landschaft schmiegen, wie sie hineingefügt sind in den gewaltigen Rahmen der Gebirge, offenbart sich ein Bild von höchstem, uns besonders anheimelndem Reiz.

Die Ordensauszeichnung eines französischen Kriegshundes. Nach wie vor ist man in Frankreich eifrigst bestrebt, die Stimmung der Öffentlichkeit notdürftig durch alle möglichen Theaterrmittel aufrechtzuerhalten. Darum wurden die Auszeichnungen der Soldaten immer mehr mit feierlichem Gepränge verbrämt, und man steht nicht an, selbst die an der Front lebenden Tiere mit allem Pomp als unergleichliche Helden zu behandeln. So kam nunmehr sogar ein Hund in die Ehrenliste der französischen Armee, und kein Geringerer als der Präsident Poincaré persönlich vollzog die Amtshandlung der Auszeichnung. Bei einem der letzten Besuche des Präsidenten Poincaré an der Front, so weiß der „Intransigeant“ zu berichten, hielt das Oberhaupt der französischen Republik eine Reue mehrerer Bataillone von Alpenjägern ab. Bei dieser Gelegenheit wurde ihm auch der Kriegshund Pyrame, der zu Wachdiensten verwendet wurde, vorgeführt. Nachdem der Präsident sich über die unergleichlichen Heldentaten dieses französischen Wunderhundes ausführlich hatte berichten lassen, verfügte er, daß der Bierbeiner Pyrame einen Orden in Form eines Sternes erhalte. Unzweifelhaft muß Poincaré der Meinung gewesen sein, daß eine solche Auszeichnung eines Hundes auch die Soldaten beglücken müsse. Ein neuer Beweis dafür, daß man in Deutschland und Frankreich auch in Kleinigkeiten in mehr als einem Falle verschiedener Ansicht ist.

Deutsche Kriegskrippel der Vergangenheit als Kriegshelden. Der deutsche Wille zur Überwindung aller Fehler und Unvollkommenheiten des Körpers hat sich bereits in der Urzeit germanischen Wesens einen großartigen Ausdruck geschaffen darin, daß selbst die Hüter, diese Idealgestalten des alten Deutschen, als Krippel dargestellt wurden. Der Gott erschien den Germanen dadurch noch größer, daß er auch mit diesem äußeren Hindernis das

Gewaltigste, das Göttliche vollbrachte. So besteht Wotan nur ein Kuge; Donar trägt einen Fesselsplitter im Haupte; Tyr, der Urgott des Himmelslichtes, verliert durch den Biß des Fenriswolves eine Hand; der Halbgott Wieland schafft Wunderwerke als Krüppel, an Händen und Füßen gelähmt, und die buckligen Zwerge besitzen geheimnisvolle Kräfte und hohe Macht. An diese „Kriegskrippel der deutschen Mythenvelt“ erinnert der Erziehungsdirektor des Oskar-Gelene-Heim, einer der erfahrensten Pädagogen auf dem Gebiete der Krüppelbehandlung, Hans Würk, in einem Aufsatz „Götter von Verlichingen und wir“, den er als 4. Nummer der von Hermann Kalkoff herausgegebenen Monatschrift „Wegeleiter für das werktätige Volk“ veröffentlicht. Würk will den Kriegsgeschädigten unserer Tage den eisernen Willen und den starken Lebensmut zur Bewingung ihrer Leiden einflößen, indem er sie auf leuchtende Vorbilder der deutschen Vergangenheit hinweist. Und da stellt sich ihm als erster Götter von Verlichingen dar, den Goethe in seinem Drama als „ein Wunderzeichen“ der Nachkommenschaft ans Herz gelagt hat. In seiner Lebensbeschreibung entwirft der tapfere Ritter schlicht und treuherzig das typische Schicksal des Kriegskrippels, der sich zu einem neuen Lebenszweck und Lebensmut durchringt. Nachdem ihm die Hand durch die Kugel einer Nürnberger Feldschlange weggerissen war, ist er zunächst trostlos und möchte „in Gottes Namen hinsahren, ich wäre doch zu einem Kriegsmann verborben. Da fiel mir aber ein Knecht ein, von dem ich durch meinen Vater und alte Pfalzgräffliche und hohenloßische Knechte gehört hatte, Köchli genannt, welcher auch nur eine Hand gehabt hat und im Felde dem Feinde gegenüber alle Dinge ebenso gut hat verrichten können wie jeder andere. Ich betete zu Gott und dachte bei mir, auch wenn ich zwölf Hände hätte und seine Gnade und Hilfe stände mir nicht bei, so wäre alles umsonst. Deshalb verneinte ich, hätte ich auch nur wenig Erfah durch eine eiserne Hand, ich wollte dennoch im Felde so tüchtig sein wie irgend ein anderer gebrechlicher Mensch. Ich bin seither mit Köchlis Söhnen geritten, die rebliche und berühmte Reiter waren. Und wahrlich kann ich nicht anders finden noch sagen, nachdem ich fast 60 Jahre mit einer Faust Kriege, Fehden und Händel geführt habe, als daß der allmächtige, ewige und barmherzige Gott wunderbarlich mit großer Gnade bei und mit mir in allen meinen Kriegen, Fehden und Gefahren gewesen ist.“ Götzens aus Eisenblech gefertigte künstliche Hand hatte er selbst in ihrem Mechanismus auf seinem Krankenbette ausgeföhnt; ein Waffenschmied aus Unkenhausen fertigte sie ihm dann an. Sein treuer Gefährte war der einbeinige Hans von Selbzig, der in Goethes Drama humorvoll ausruft: „Meine Leichtfertigkeit müßt Ihr eigentlich loben; denn seht, da ich ein hölzernes Bein habe, was mich ein wenig unbeholfen macht, so nehme ich dagegen desto weniger Gepäd zu mir!“ Wie Götz mit seiner linken Hand das Schwert und die Schreibfeder führte, so war er mit seinem einen Bein ein kühner Reiter, und die beiden verübten solche Taten, daß Kaiser Maximilian in Augsburg ausrief: „Heiliger Gott! Was soll das werden? Der eine hat nur eine Hand, der andere nur ein Bein. Wenn sie erst zwei Hände und zwei Beine hätten, was würdet Ihr dann tun!“ Ein tüchtiger Kämpfer blieb auch Herzog Christian IV. von Braunschweig, der 1622 bei Fleury die linke Hand verlor und mit seinem künstlichen eisernen Arm doch „alles regieren und fassen konnte.“ Großen Feldherrnruf erlangte der Holsteiner Josias v. Rantzau mit nur einem Auge, einem Arm und einem Bein. „Die beispiellose Verfümmelung“, erzählt die Chronik, „die ihn von allen paartheiligen Gliedern des Mannes das eine geraubt, vermochte ihn weder zu hindern, ein großer Feldherr, ein glänzender Kavallerist und jeder Zoll ein Ritter zu sein, noch einst seiner Schönheit Eintrag zu tun. Im Gegenteile, diese Zeugen seines Ruhmes im Verein mit allen den Tugenden und reichen Gaben des Helden vollenden erst das herrliche Reiterbild.“ Bekannt sind die Heldentaten des Prinzen von Hessen-Homburg mit dem silbernen Bein, dem eine dänische Kanonenkugel bei der Belagerung von Kopenhagen 1659 das eigene Bein fortgerissen hatte und der doch noch 1670 den Sieg des Großen Kurfürsten bei Fehrbellin erringen half. Auch im gegenwärtigen Weltkriege hat ein einarmiger Oberschlesier als vortrefflicher Schütze im vordersten Schützengraben gekämpft und einmal allein 25 Russen gefangen genommen.

Amerikanischer Humor. „Mein Fräulein“, erklärt der Theaterdirektor bei der Probe der Darstellerin der Hauptrolle, „Sie können ganz unmöglich in zweiten Akt dieses ebenso kurze wie ausgeschmückte Kleid tragen!“ „Aber, Herr Direktor“, wehrt sich die Darstellerin beleidigt, „es ist das neueste Modell und hat 200 Dollar gekostet.“ „Das mag sein“, entgegnet der Direktor, „aber wenn Ihr Gatte am Höhepunkt des zweiten Aktes sagt: „Frau, du verbirgst etwas vor mir“, kann kein Mensch im Publikum sich ausdenken, was er damit meint.“